

David Nicholls

Roman



Drei auf Reisen

ullstein 

DAVID NICHOLLS ist mit seinem Roman »Zwei an einem Tag« in die erste Riege der englischen Schriftsteller aufgestiegen. Seitdem werden seine Romane in vierzig Sprachen übersetzt, weltweit sind über acht Millionen Bücher verkauft worden. 2014 wurde sein Roman »Drei auf Reisen« für den Man Booker Prize nominiert. Auch als Drehbuchautor ist David Nicholls überaus erfolgreich und mehrfach preisgekrönt.

Von David Nicholls sind in unserem Hause bereits erschienen:

Keine weiteren Fragen
Ewig Zweiter
Zwei an einem Tag
Sweet Sorrow
Drei auf Reisen

DAVID NICHOLLS

Drei auf Reisen

ROMAN

Aus dem Englischen von
Simone Jakob

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2025

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

© David Nicholls, 2014

Copyright der deutschen Übersetzung

© 2014 Kein und Aber AG Zürich – Berlin

Titel der Originalausgabe: *Us* (Hodder & Stoughton, Hachette UK,
London, 2014)

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Titelabbildung: © James Coates

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Bembo

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06324-9

In Erinnerung an meinen Vater, Alan Fred Nicholls

Du hast mich nur gelehrt, dass ich ein Herz habe – du hast nur mit einem Licht die Höhen und Tiefen meiner Seele ausgeleuchtet. Du hast mir nur mein Selbst enthüllt; denn ohne deine Hilfe wäre mein bestes Wissen über mich selbst nicht mehr, als meinen Schatten zu kennen – zu sehen, wie er an der Wand tanzt, und seine Phantastereien für meine eigenen realen Taten zu halten ...

Verstehst du jetzt, Liebste, was du für mich getan hast? Und ist es nicht ein beängstigender Gedanke, dass, wenn einige Umstände nur ein wenig anders gewesen wären, wir uns vielleicht verpasst hätten?

*Nathaniel Hawthorne, in einem Brief an Sophia
Peabody, 4. Oktober 1840*

BUCH EINS

Die Grand Tour

Teil Eins

ENGLAND

Die liebe Gewöhnung an den Partner zog allmählich Falten um Agnes' Mund, Falten, die aussahen wie Anführungszeichen – als wäre alles, was sie sagte, schon mal gesagt worden.

Lorrie Moore, *Agnes von Iowa*

1. Einbrecher

Letzten Sommer, kurz bevor mein Sohn aufs College ging, weckte mich meine Frau mitten in der Nacht.

Zuerst dachte ich, es gehe um Einbrecher. Seit wir aufs Land gezogen waren, schreckte sie beim kleinsten Knarren, Ächzen oder Rascheln aus dem Schlaf. Ich versuchte immer, sie zu beruhigen: Das ist nur die Heizung, das sind nur die Holzbalken, die sich ausdehnen oder zusammenziehen, das sind nur Füchse. Ja klar, antwortete sie dann, Füchse, die den Laptop mitgehen lassen, Füchse, die Autoschlüssel klauen – und wir lauschten in die Dunkelheit. Es gab zwar einen »Notfallknopf« neben unserem Bett, doch ich konnte mir nicht vorstellen, ihn jemals zu drücken, denn der Alarm könnte ja jemanden stören – einen Einbrecher zum Beispiel.

Ich bin zwar kein besonders mutiger oder imposanter Mann, aber in jener Nacht seufzte ich nur, warf einen Blick auf die Uhr – kurz nach vier –, ging die Treppe runter, stieg über unseren nutzlosen Hund und tappte von Zimmer zu Zimmer, um alle Fenster und Türen zu kontrollieren.

Wieder im Schlafzimmer, sagte ich: »Alles bestens. Wahrscheinlich nur Luft in den Wasserrohren.«

»Wovon sprichst du?«, fragte Connie, die sich unterdessen aufgesetzt hatte.

»Alles in Ordnung, keine Einbrecher weit und breit.«

»Wer redet denn von *Einbrechern*? Ich sagte, ich habe das Gefühl, unsere Ehe ist am Ende, Douglas. Ich glaube, ich will dich verlassen.«

Eine Weile saß ich stumm auf der Bettkante.

»Na ja, wenigstens sinds keine Einbrecher«, sagte ich schließlich, doch keiner von uns lächelte, und beide machten wir in dieser Nacht kein Auge mehr zu.

2. Douglas Timothy Petersen

Unser Sohn Albie würde also im Oktober von zu Hause ausziehen und zu bald danach auch meine Frau. Die beiden Ereignisse schienen mir so eng miteinander verknüpft, dass mir gelegentlich der Gedanke kam, dass wir, wenn Albie seine Prüfungen vergeigt hätte und sie wiederholen müsste, vielleicht noch ein gutes Jahr Ehe vor uns hätten.

Aber bevor ich mehr über diese und andere Ereignisse erzähle, die sich in diesem speziellen Sommer ereigneten, sollte ich Ihnen erst ein bisschen was über mich erzählen – ein »Porträt in Worten«. Es dürfte nicht allzu lange dauern. Ich heiße Douglas Petersen und bin 54 Jahre alt. Ist Ihnen das faszinierende dritte »e« in Petersen aufgefallen? Es ist ein Vermächtnis skandinavischer Vorfahren, irgendeines Urgroßvaters – allerdings war ich nie in Skandinavien und kann auch keine interessanten Geschichten dazu erzählen. Skandinavier werden üblicherweise als blond, gutaussehend, offen und ungehemmt beschrieben – nichts davon trifft auf mich zu. Ich bin Engländer durch und durch. Meine Eltern, die beide gestorben sind, haben mich in

Ipswich aufgezogen, mein Vater war Arzt, meine Mutter Biologielehrerin. Den Namen »Douglas« verdanke ich ihrer nostalgischen Schwärmerei für Douglas Fairbanks, den Hollywoodstar – noch etwas, das Sie auf eine falsche Fährte locken könnte. Im Laufe der Jahre wurden mehrere Versuche unternommen, mir Spitznamen wie »Doug«, »Dougie« oder sogar »Doogie« zu geben. Meine Schwester Karen, die einzige selbst ernannte »schillernde Persönlichkeit« der Familie Petersen, nennt mich »D.«, »Big D.«, »D-ster« oder »Professor D.«, was, wie sie sagt, mein Knastname wäre, aber keiner hat sich durchgesetzt, und so bin ich Douglas geblieben. Auch mein zweiter Vorname, Timothy, birgt keine Vorteile. Douglas Timothy Petersen. Von Beruf Biochemiker.

Was mein Aussehen betrifft: Am Anfang unserer Beziehung, als meine Frau und ich noch das Bedürfnis hatten, ständig über das Aussehen und den Charakter des anderen und darüber, was wir aneinander *liebten*, zu sprechen, hat sie mir mal gesagt, mein Gesicht sei »völlig in Ordnung«; als sie meine Enttäuschung bemerkte, fügte sie schnell hinzu, ich hätte »wirklich freundliche Augen«, was auch immer das heißen mag. Und es stimmt, mein Gesicht ist völlig in Ordnung, und meine Augen, ob »freundlich« oder nicht, sind dunkelstes Dunkelbraun, meine Nase hat eine angemessene Größe, und ich habe die Art Lächeln, wegen der Fotos im Müll landen. Was sonst? Einmal kam bei einer Dinnerparty das Gespräch auf das Thema: »Wer könnte mich im Film meines Leben spielen?« Es wurde viel gelacht und gescherzt, während alle mit diversen Filmstars und TV-Promis verglichen wurden. Bei Connie war es irgendeine obskure europäische Schauspielerin, und sie

protestierte – »Die ist viel zu glamourös, zu schön« und so weiter –, war jedoch sichtlich geschmeichelt. Das Spiel ging weiter, aber als ich an der Reihe war, verstummten alle, tranken einen Schluck Wein und kratzten sich am Kinn. Die Hintergrundmusik kam uns auf einmal sehr laut vor. Anscheinend sah ich keiner berühmten oder markanten Persönlichkeit in der gesamten Menschheitsgeschichte ähnlich, was wohl heißt, dass ich entweder einzigartig oder das völlige Gegenteil davon bin. »Wer möchte noch Käse?«, fragte der Gastgeber, und wir sprachen rasch über etwas anderes, wie die relativen Vorzüge von Korsika gegenüber Sardinien.

Wie auch immer, ich bin 54 Jahre alt – habe ich das schon erwähnt? – und habe einen Sohn, Albie (auch Egg genannt), den ich sehr liebe, der mich aber manchmal mit einer so reinen, gebündelten Verachtung ansieht, dass ich vor Traurigkeit und Bedauern kaum sprechen kann.

Wir sind also eine kleine, fast kümmerliche Familie, und ich glaube, manchmal hat jeder von uns das Gefühl, sie ist zu klein, und wir alle wünschen uns, es wäre noch jemand da, der ein paar der Schläge abbekommt. Connie und ich hatten auch noch eine Tochter, aber sie starb schon bald nach der Geburt.

3. Die Parabel

Laut einer gängigen Vorstellung sehen Männer mit zunehmendem Alter immer besser aus, zumindest bis zu einem gewissen Punkt. Wenn das stimmt, bin ich auf dem absteigenden Ast. »Kauf dir Feuchtigkeitscreme!«, sagte Connie

zu mir, als wir uns kennenlernten, aber dass ich das tun würde, war ebenso wahrscheinlich wie dass ich mir den Hals tätowieren lasse, weshalb ich jetzt einen Teint habe wie Jabba the Hutt. In T-Shirts sehe ich schon seit einigen Jahren peinlich aus, aber ich versuche, mich körperlich fit zu halten. Ich achte auf meine Ernährung, um nicht dasselbe Schicksal zu erleiden wie mein Vater, der zu früh an einem Herzinfarkt gestorben ist. Sein Herz ist »förmlich explodiert«, sagte der Arzt – unangemessen genüsslich, wie ich fand –, und so gehe ich sporadisch und gehemmt joggen, wobei ich nie weiß, was ich mit meinen Händen machen soll – sie hinter dem Rücken verschränken? Früher haben Connie und ich gerne zusammen Badminton gespielt, obwohl sie dazu neigte, ständig zu kichern, rumzualbern und das Spiel »ein bisschen lächerlich« zu finden. Das ist ein verbreitetes Vorurteil. Badminton hat weder das angeberische Yuppie-Gehabe von Squash noch die Romantik von Tennis, aber es ist das beliebteste Rückschlagspiel der Welt, und die besten Spieler sind Weltklasseathleten mit Killerinstinkt. »Ein Federball erreicht Geschwindigkeiten von bis zu 220 Meilen pro Stunde«, erklärte ich Connie, wenn sie mal wieder vornübergebeugt am Netz stand. »Hör. Auf. Zu. Lachen!« – »Aber da sind *Federn* dran«, sagte sie dann, »es ist mir unangenehm, auf etwas mit Federn einzudreschen. Als wollte man einen Spatz kaltmachen.«

Was sonst? Zum fünfzigsten Geburtstag hat Connie mir ein wunderschönes Rennrad geschenkt, auf dem ich manchmal durch grüne Gassen kurve, der Symphonie der Natur lausche und mir vorstelle, was ein Zusammenstoß mit einem Lkw meinem Körper antun würde. Zum einundfünfzigsten bekam ich Joggingsachen, zum zweiund-

fünfzigsten einen Ohren- und Nasenhaartrimmer, ein Objekt, das mich gleichzeitig fasziniert und abstößt, wenn es tief in meinem Schädel summt wie ein Mini-Rasenmäher. Die unterschwellige Botschaft all dieser Dinge war immer dieselbe: Steh niemals still, versuch, nicht alt zu werden, nimm nichts als selbstverständlich hin.

Trotzdem, es lässt sich nicht leugnen: Ich bin ein Mann in mittleren Jahren. Ich setze mich hin, um Socken anzuziehen, ächze beim Aufstehen und bin mir meiner Prostata, die sich wie eine Walnuss zwischen meinen Pobacken anfühlt, erschreckend bewusst geworden. Man hatte mir weisgemacht, Älterwerden sei ein langsamer, schleichender Prozess, wie die Bewegung eines Gletschers. Heute ist mir klar, dass es ruck, zuck geht, wie eine Schneelawine, die vom Dach rutscht.

Meine zweiundfünfzigjährige Frau kommt mir hingegen noch genauso attraktiv vor wie an dem Tag, als wir uns kennenlernten. Wenn ich ihr das sagen würde, wäre ihre Antwort: »Das ist doch leeres Geschwätz, Douglas. Niemand bevorzugt Falten und graues Haar.« Und ich würde antworten: »Aber nichts davon kommt überraschend. Seit unserer ersten Begegnung erwarte ich, dir beim Älterwerden zuzusehen. Warum sollte es mich stören? Ich liebe *deines* Gesicht, nicht dein Gesicht mit 28, 34 oder 43.«

Vielleicht hätte sie sich darüber gefreut, doch ich konnte mich nie überwinden, es ihr zu sagen. Ich hatte immer geglaubt, noch alle Zeit der Welt zu haben, und jetzt, wo ich um vier Uhr morgens auf der Bettkante sitze und aufgehört habe, nach Geräuschen von Einbrechern zu lauschen, ist es offenbar zu spät.

»Wie lange hast du ...«

»Eine ganze Weile.«

»Und wann willst du ...?«

»Keine Ahnung. Nicht bevor Albie ausgezogen ist. Nach dem Sommer. Im Herbst, im neuen Jahr?«

Und schließlich: »Darf ich fragen, warum?«

4. v. C. und n. C.

Damit diese Frage und die letztendliche Antwort Sinn ergeben, könnte etwas mehr Kontext nicht schaden. Ich unterteile mein Leben intuitiv in zwei Hälften – *vor* Connie und *nach* Connie –, und bevor ich genauer erkläre, was in jenem Sommer passiert ist, könnte es hilfreich sein, von unserer ersten Begegnung zu erzählen. Schließlich ist das hier eine Liebesgeschichte, also spielt Liebe darin natürlich eine nicht unwesentliche Rolle.

5. Einsam, zweisam

»Einsam« ist ein beunruhigendes Wort, mit dem man nicht leichtfertig um sich werfen sollte. Es berührt die Leute unangenehm, denn es beschwört alle möglichen noch unerfreulicheren Adjektive wie »traurig« oder »eigenbrötlerisch« herauf. Ich bin eigentlich immer ganz beliebt und geschätzt gewesen, glaube ich – aber wenig Feinde zu haben ist nicht dasselbe wie viele Freunde zu haben, und ich kann nicht leugnen, dass ich, wenn nicht »einsam«, so doch öfter allein war, als ich es mir gewünscht hätte.

Die meisten Leute erreichen in ihren Zwanzigern eine

Art Hochwassermarken der Geselligkeit, sie treten die Reise in die Abenteuer der realen Welt an, beginnen ihre Karriere, führen ein aktives, aufregendes Privatleben, verlieben sich, stürzen sich kopfüber in Sex und Drogen. Ich wusste von den Nachtclubs, den Galerieeröffnungen, den Gigs und Demonstrationen, ich sah die verkaterten Menschen, die auf der Arbeit dieselben Sachen trugen wie am Vortag, die wilden Knutschereien in der U-Bahn und die Tränen in der Kantine, aber ich beobachtete das alles wie durch zentimeterdickes Panzerglas. Ich denke da speziell an die späten Achtzigerjahre, die, trotz aller Entbehrungen und Krawalle, eine ziemlich aufregende Zeit waren. Mauern fielen, im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn, es gab einen politischen Wechsel, ich zögere, es eine Revolution oder den Beginn einer neuen Ära zu nennen – es gab Kriege in Europa und im Nahen Osten, Aufstände und Wirtschaftskrisen –, aber wenigstens herrschte ein Gefühl der Unberechenbarkeit, der Veränderung. Ich erinnere mich, in den Zeitungsfarbbeilagen eine Menge über den *Second Summer of Love* gelesen zu haben. Für den ersten Sommer der Liebe war ich zu jung gewesen, während des zweiten schrieb ich an meiner Doktorarbeit – über RNA-Protein-Interaktionen und Proteinfaltung bei der Translation. »Das einzige Acid in diesem Haus«, sagte ich damals gern im Labor, »ist deoxyribonucleic acid der DNA«, ein Witz, der nie die Anerkennung bekam, die er verdiente.

Trotzdem, als das Jahrzehnt zur Neige ging, tat sich so einiges, wenn auch nur bei anderen Leuten an anderen Orten, und im Stillen fragte ich mich, ob nicht auch in meinem Leben eine Veränderung fällig war und wie ich diese bewerkstelligen sollte.